

Licht und Schatten des Alters

Autor(en): **Marty, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge, Alterspflege und Altersversicherung**

Band (Jahr): **5 (1927)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-722302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Salutiamo quella fronte veneranda che coronata di alloro suscitò nel giovane rampollo il rapido entusiasmo di un bacio eloquente.

Salutiamo i giovani che forti dell' esempio dei loro vecchi sanno crescere vincendo l'egoismo e l'ignoranza.

Licht und Schatten des Alters.

Pfarrer E. Marty, Töb.

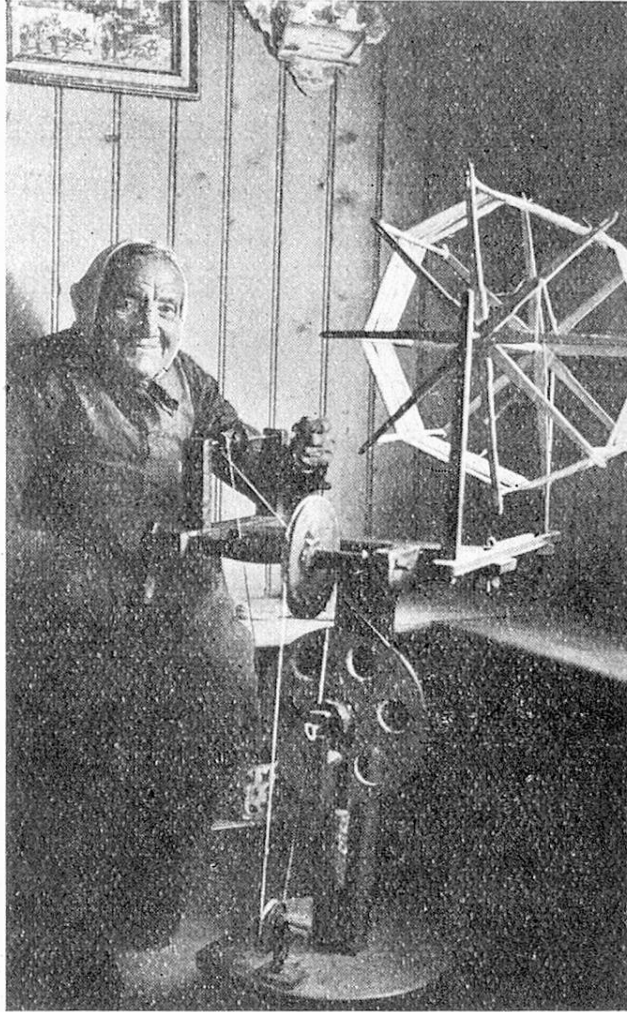
Des Alters Schatten.

Die jetzt alt und runzlig gewordene Elise hat schon zehn Jahre nach der Hochzeit ihren Mann, einen tüchtigen Monteur, durch Unfall verloren. Sie meinte an jenem Tage, sie überlebe ihren Schmerz nicht. Hundert und hundert mal warf sie ein trotziges und vorwurfvolles Warum gen Himmel, doch kam keine Antwort. Im Grunde genommen wollte sie nicht einmal eine solche. Der jähe Schmerz war zu groß, als daß sie irgend einem Trost Zutritt gelassen hätte. Sie trug ihr Leid weiter und es ließ einen bösen Stachel in ihr zurück: Etwas Herbes und Verbittertes beschattete ihr Gemüt. Darunter hatten auch ihre fünf muntern und gesunden Buben zu leiden, zu denen sie oft klagte: Seht, warum Euch Euer Vater so früh sterben mußte, weiß ich nicht, andere haben's schöner . . .

Aber trotzdem, ein gewisser Lebenstrotz, der Liebe zu ihren Kindern entstammend, blieb, eine Art mütterliches Pflichtbewußtsein, doch ohne Heiterkeit und Sonne. Immer hatte ihre Liebe etwas Gepreßtes, fast Schwermütiges an sich. Die Knaben raunten sich mehr als einmal zu: Warum ist unsere Mutter so ernst, so gedrückt, weshalb spielt so ein sorgenvoller Zug um ihre Lippen?

Zwar blieben dem Haushalt die schweren Sorgen ums tägliche Auskommen erspart. Es ging. Oft knapp, aber über Mangel hatte im Hause doch niemand zu klagen. Mit ängstlicher Sorgfalt hielt Frau Elise alles zusammen. Hie

und da huschte über ihr Gesicht eine Wolke, sie schüttelte sie wieder ab mit verhaltenem Trotz: Es darf nicht sein. Ohne große finanzielle Schwierigkeiten war es ihr möglich, die Buben schulen zu lassen; dann kam einer nach dem andern in die Lehre. Sie hielten sich gut, doch kam über den Mund der Mutter selten genug ein anerkennendes Wort. Schaffen, schaffen, war ihre Losung, ihr



Achtzigjährige Appenzeller Spulerin.

einzigster Halt, ihr einziger Trost. Besser gesagt, ihre einzige Zerstreuung. Ob der Arbeit konnte sie wenigstens vorübergehend vergessen, was ihr innerlich immer noch zu schaffen machte und sie nie ganz zurechtkommen ließ. Aber sie vermißte Eines: Ihre Söhne hatten so ganz und gar nicht das heitere, sonnige Gemüt ihres verstorbenen

Gatten. War sie am Ende daran schuld? Sie wagte nicht daran zu denken.

Oft war ihr zu Mute, aufs Alter hin warte ihrer eine Vereinsamung. Die Söhne waren soweit recht geraten, allein, wenn sie zurückdachte, wie ihr verstorbener Mann so hundert kleine, feine Dinge wußte, die das Haus durchsonnten und wärmten und wie sie damals so eine fröhliche, fast übermütige Natur war und wie ihr jener Tage Sonnenschein wie etwas ganz Selbstverständliches ein- und vorüberging, dann kam sie in tiefes Sinnen und Grübeln hinein: Warum mußte alles so kommen und nicht anders? Hätte sie wirklich daran etwas ändern können oder sollen? Zwei Söhne heirateten, einer, der älteste, zog zur Mutter, der andere wohnte fernab in einer deutschen Stadt. Sie brachte es nicht über sich, trotz dringendem Wunsche der jungen Ehepaare, an den Hochzeitsfeiern teilzunehmen. Es täte ihr zu weh und alte, nie vernarbte Wunden brächen auf, sie verzichte. . . . Aber sie gab in den jungen Haushalt hinein, was sie nur konnte. Fragte man Elise, wie's ihr jetzt im verjüngten Haushalt gehe, dann wischte sie mit dem Schürzenzipfel eine Träne ab: Es geht, muß gehen.

Zehn Jahre später, Elise alterte früh. Jetzt mit ihren sechzig Jahren schien sie fast achtzig. Des Lebens Bitternis, die Unfähigkeit, dankbar zu sein für das, was um sie lebte, die innere Verdrossenheit, hatten sie auf einmal recht alt und runzlig gemacht. Merkwürdig: Andern Leuten gegenüber war sie noch ordentlich gesprächig, für die „Eigenen“ fand sie seit einiger Zeit das rechte Wort nicht mehr. Es klang von Undank, von Überflüssigsein oder im Weg stehen. Die aufwachsenden Großkinder waren nicht mehr so anhänglich wie einst, sie waren ungezogen, und das unleidige Großeli erlaubte sich spitzige und kritische Bemerkungen gegenüber der Schwiegertochter. — Es kam zu bösen Auftritten in der Familie. Das war der Moment, wo die alte Elise den Weg ins Pfarrhaus unter

die Füße nahm und klagen ging. Aber diesmal mit der wehmütigen Einleitung: Es geht nicht mehr. Ich wußte um die Sache und suchte zu vermitteln. Es gelang mir nur halb, die Verstimmung blieb, und eines Tages hieß es seitens der Jungen: Das Großeli muß in die Anstalt. Was war vorgefallen? Obwohl die Schwiegertochter darauf ausging, daß der Großmutter nichts fehle, weder am Essen noch an den Kleidern, setzte sich diese an einem Sonntagvormittag recht auffällig an den Kirchweg, hatte vorher unbemerkt oben auf dem Estrich ein paar ganz alte, verlegene Kleider aufgestöbert und sich angezogen. Jetzt saß sie, eine arme Bettlerin, an der Straße. Das war ihre Rache. . . . Den Vorübergehenden klagte sie, wie das noch ihr ganzer Kleidervorrat sei, den man ihr gelassen, alles übrige habe die „Madam“ für sich genommen.

So unglaublich die Klage schien, etwas davon blieb vielleicht doch hängen. Am gleichen Abend sprach die Schwiegertochter tränenüberströmt bei mir vor: So etwas, so etwas, ich darf's kaum sagen . . . Ich überlebe diese Schande nicht, mein Mann wollte. . . . Jäh schrie sie auf. Der Schmerz war zu groß und das angetane Unrecht. Und was sagte mir das Großeli, als ich sie zur Rede stellte: Wenn einem Gott so unrecht tut, wie er mir getan, als er mir den Mann sterben ließ, dann . . . Ich ließ sie nicht ausreden.

Sie widersetzte sich dem Umzug in die Anstalt nicht. Kurz vor ihrem Tod wünschte sie noch, ihre Kinder zu sprechen. Sie kamen alle und einem wie dem andern streckte sie ihre magere Hand: Das ist alles, was ich noch zu geben habe. Wenn ich wieder bei meinem Mann bin, dann wird alles wieder gut. Jetzt wichen auch des Alters Schatten. —

Des Alters Abendrot.

Sehe ich heute auf alle jene Leutchen zurück, die seit dem Anfang der Stiftung deren mehr oder weniger dankbare Kunden waren, so sind unter den annähernd

hundert Bezü gern schon fast zwei Drittel heimgegangen. Ihre Spuren sind zum Teil schon verweht und ihre Namen selbst unter den Nächsten fast vergessen. In meinem Verzeichnis sind sie aber alle noch aufnotiert, schön der Reihe nach, und von ihnen ließen sich Geschichten schreiben von des Lebens Licht und Leid, von allerlei guten und schlechten Griffeln, mit denen sie ihr Lebensbuch schrieben. Geplagte und Beschwerte und Beschattete waren darunter, vom Leben rauh angefaßte Menschen, die von des Alters Fluch viel und von seinem Segen wenig zu berichten wußten. Ach, was hat doch alles so in einem Menschenleben drin Platz! — —

Die da kommen und gehen — 's ist etwa eine schwermütige Melodie. Jedes Mal, wenn „sie“ kommt, weiß sie von ihrem Asthma zu erzählen, wie es mit dem Wetter ändert und nachläßt, wie dann noch der Husten dazu kommt und sie fast erstickt, wie der Arzt erklärt, bei so alten Leuten lasse sich nicht mehr viel ausrichten. Und so kommen sie, eines nach dem andern, ein Zug mühseliger und beladener, lebensmüder Menschen, die ausgedient und -gelebt durchs dunkle Tal des Alters gehen, bis auch sie ihre Lasten ablegen können.

Aber einer, unser Heiri, der steht mit seinen mehr als achtzig Jahren immer noch in der Sonne und freut sich ihrer. Er will nicht alt werden. Das kann man bis zuletzt versparen, meint er. Und kommt er jeweilen, auf seinen Stock gestützt, die paar Tritte zum Haus herauf, dann höre ich ihn schnaufen oder mit sich selber ein kleines Zwiegespräch führen. Sein „Gox“ wackelt bedenklich auf dem schön geformten, intelligenten Kopf; tut nichts, wir gehen schon lange miteinander, der Hut und ich, und wenn die Leute einander so anhänglich wären, wie wir zwei einander sind, dann stünde es besser auf der Welt. Heiri hat kein leichtes Leben hinter sich. Er arbeitete mehr als vierzig Jahre in der Fabrik und es ging in der Familie oft knapp genug. Doch sein Weib wußte einzuteilen und ließ ein gesegnetes Andenken zu-

rück. „Meine Kinder tun jetzt noch für mich, was sie können, und das haben sie noch von der Mutter selig gelernt. 's ist etwas Schönes, beteuert der Heiri, wenn eine Familie zusammenhält.“ Als weiter Verwandter eines leider früh verstorbenen Schweizerdichters meinte er: „Hätte der eine Pension gehabt wie ich, — sie ist nicht groß, aber für mich langt's ungefähr, — dann wär's ihm



Der älteste Schützling in Appenzell.

auch besser gegangen. Man muß halt im Leben nicht bloß dichten, sondern auch trachten . . .“

Ein ander Mal freut sich Heiri, wenn er aus Amerika wieder einen Brief bekommt, und er findet es herrlich, wie schnell und zuverlässig heute die Post sei. Und findet es schön, wie viel man heute für Junge und Alte tue. . . . Als ich jung war, erzählte er, hat sich doch im besten Falle die Armenpflege der alten Leute angenommen, wenn weiter nichts mehr zu machen war; gottlob, daß jetzt diese Stiftung besteht und daß so viele Menschen im Schweizer-

lande für das Alter sammeln. Man überläßt die Alten nicht mehr einfach ihrem Schicksal, wie man es früher getan hat. Heiri findet überhaupt, die heutige Zeit sei, abgesehen von den Bubiköpfen und den hupenden Autos, gar keine üble Zeit; wer Sinn dafür habe, finde auch heute noch Grund, sich zu freuen. Kommt er erst auf die Weihnachtsfeier der Alten zu sprechen, dann glänzen seine Augen: So ein Anlaß wirft sein Licht alle Mal noch weit ins neue Jahr hinein, ich wundere mich nur über diejenigen, die für all' das, was man für sie tut, keinen Dank wissen. Zwischenhinein raucht unser Heiri einen Knaster, der unheimlich die Stuben parfümiert. Es gebe empfindliche Seelen unter seinen Weibsbildern, die behaupten, sie können diesen Rauch — sie brauchen aber stärkere Ausdrücke, — einfach nicht ertragen, aber in der Hinsicht, betont Heiri, denke er noch lange nicht an eine Abrüstung. Im Gegenteil, eine Pfeife Tubak sei erstens gesund, zweitens unterhaltend und endlich erst noch nicht teuer... Über den kahl gewordenen Kopf fahrend, lächelt er über jene Aussetzungen der Frauen: „Ich lasse mir deshalb keine grauen Haare mehr wachsen“. Still und zufrieden geht Heiri seinen Weg, führt oft Selbstgespräche auf der Straße, vergißt sich etwa, dann knurren die Chauffeure über den Unvorsichtigen, den man nicht mehr auf die Straße lassen sollte. „Kommen mir grad' recht, erwidert er stolz, ich bin lange vor Euch da gewesen, man muß die alten Leute auch haben, oft sind sie mindestens so gescheit wie die jungen.“

Heiri rettete sich die Fähigkeit, dankbar und froh zu sein, über alle Täuschungen des Lebens hinüber, „wenn Sie so wollen, ist's eben eine Gottesgabe“, meint er, in den Verdacht einer schwatzenden Frömmigkeit möchte er ja nicht kommen. Aber die Art, wie in seinem alternenden Dasein zwischen den schweren und klebrigen Schichten seines Erlebens immer noch die Goldadern eines sieghaften Humors glitzern, ist ein Beweis, daß es auch von ihm gilt: Um den Abend wird es licht sein.